

Bischof em. *Dr. Josef Homeyer, Hildesheim*

Hl. Edith Stein – Mitpatronin Europas

(Festvortrag am 12. Oktober 2005 in Bremerhaven,
Edith-Stein-Schule)

In Deutschland, zumal in den Universitäten, wird über Eliten diskutiert. Manchmal hat man den Eindruck, als handele es sich um eine neue Variante des Ökonomismus. Irgendwie braucht man Eliten, um in der globalen Standortkonkurrenz mitzuhalten. Und sonst? Was sollen Eliten eigentlich für und in der Gesellschaft leisten?

Es lohnt sich, den Ursprung des Begriffs Elite zu befragen, um zu einer Antwort zu kommen. Elite hat im christlichen Glauben einen Namen: der Heilige. Zur Elite gehört, wer sich durch Nachfolge heraushebt.

Nun müssen im säkularen Staat Eliten nicht mehr heilig sein, schaden kann es allerdings auch nichts. Denn der Umstand, dass Eliten im Christentum die Heiligen sind, erinnert die moderne Gesellschaft an ein unbedingtes Erfordernis: Eliten brauchen einen ethischen Standort. Die Diskussion um Eliten ist keine wertneutrale. Wird dieses vergessen, so schützt uns nichts mehr vor Elitenbildungen wie dem „Orden unter dem Totenkopf“.

Wir brauchen Eliten, wir brauchen Heilige, Menschen, die in der Nachfolge Christi elitär herausragen und so für die Würde des Gemeinwesens bürgen. An eine solche Bürgschaft für unsere Gesellschaft möchte ich erinnern.

1. Am 12. Oktober 1891 wurde Edith Stein als jüngstes von 11 Kindern in Breslau geboren. Nach jüdischem Kalender war dies der „Jom Kippur“ (Versöhnungstag), der höchste jüdische Feiertag, an dem der mit der Schuld des Volkes beladene Sündenbock in die Wüste gejagt wurde. Zeichnet sich hier etwa ihr Lebensinhalt ab?

Sie wuchs auf in der gläubigen Gemeinschaft ihrer jüdischen Familie. Der frühe Tod des Vaters überschattete Ediths Leben. Sie wurde ein stilles, verträumtes Mädchen, dessen Sensibilität, frühreife Intelligenz und meditative Begabung es immer tiefer in die eigene Innenwelt führten. Ihr wacher Geist begab sich schon früh auf die Suche nach Wahrheit. Die Erwachsenen warfen ihr Ehrgeiz und Altklugheit sowie ihr lebhaftes Temperament vor. Mit starkem Willen versuchte Edith, es zu bändigen, und entwickelte ein außerordentliches Pflichtbewusstsein. Mit 13 Jahren vollzog sich ein Umbruch in ihrem Leben. Sie löste sich innerlich von ihrer Familie und der jüdischen Tradition. Das Beten gewöhnte sie sich bewusst ab, da sie nicht mehr an die Existenz eines persönlichen Gottes glauben konnte.

In der Schule tut sie sich sehr leicht. Sie ist immer die Klassen-Erste. Nach der Mittleren Reife erwartet man, dass sie nun das Abitur anstrebe. Zur allgemeinen Überraschung und zum Entsetzen ihrer Mutter meldet sie sich kurzerhand von der Schule ab und geht für ein knappes Jahr nach Hamburg zu ihrer älteren Schwester, um deren drei Kinder zu versorgen.

Inzwischen hat Edith Stein es sich anders überlegt. Sie geht nach Breslau zurück, besteht ohne Probleme die Aufnahmeprüfung für die Obersekunda und macht das beste Abitur ihrer Klasse (1911). In der Abiturzeitung hatten Mitschülerinnen folgenden Vers auf Edith Stein gemünzt:

„Gleichheit der Frau und dem Manne,
so rufet die Suffragette.
Sicherlich sehen dereinst
im Ministerium wir sie.“

Schon während der Gymnasialzeit machte sie sich die Ziele der Frauenbewegung zueigen. Sie wurde Mitglied mehrerer reformbetonter Vereine:

- im Bund für Schulreform
- im Studentinnen Verein und
- im preußischen Verein für Frauenstimmrecht.

1911 begann sie mit dem Studium der Geschichte, Germanistik und Psychologie an der Universität Breslau. Zum Sommersemester 1913 wechselte sie nach Göttingen, um bei Husserl zu studieren. Sie spürte, dass bei ihm Philosophie und Leben übereinstimmten. In Göttingen lernte sie Max Scheler kennen, einen zum katholischen Glauben konvertierten Juden.

Während ihres Studiums in Göttingen beschäftigte Edith Stein sich auch ständig mit sozialen und politischen Fragen. Ein ungewöhnlich starkes soziales Verantwortungsbewusstsein kennzeichnete sie und ein Empfinden für Solidarität in ihrer engeren Umgebung mit der Menschheit. Im Ersten Weltkrieg meldet sie sich als freiwillige Rote-Kreuz-Helferin und ist als solche für einige Jahre in einem Kriegs-Lazarett in Mähren tätig.

In ihrer Dissertation bei Husserl über das Thema „Einfühlung“, das sie 1916 glänzend bestand und ihren ersten philosophischen Schriften brach sich ihre Geisteshaltung Bahn: In ihrer Auffassung von Wissenschaft gehörten Denken und Schauen zusammen, und in ihrer Lebensführung bilden Leben und Lehre, Denken und Wirken eine Einheit (Versöhnung!).

Edith Stein strebt die Habilitation in Philosophie an: 1919 bei Husserl in Göttingen, anschließend versucht sie es noch dreimal in Kiel, Breslau und Freiburg (bis 1932). Immer wieder wird ihr Begehren nach Habilitation abgelehnt unter Fadenscheinigen Gründen. Inzwischen ist klar, man lehnte sie keineswegs wegen mangelnder wissenschaftlicher Qualifikation ab, sondern, weil Sie Frau war und außerdem Jüdin.

Neben dieser beruflichen Enttäuschung hat es Edith Stein, die einen tiefen Wunsch nach Ehe hegte, verwundet, dass eine Tiefe Zuneigung zu einem ihr ebenbürtigen Mann von diesem nicht beantwortet wird.

Trotz dieser beruflichen und menschlichen Enttäuschungen ist ihr Arbeits-Eros ungebrochen. Sie arbeitet, publiziert – sie sucht unbeirrbar nach der Wahrheit. Dabei kennzeichnet sie eine sympathische Offenheit. Eine Freundin: Durch ihre eigene Offenheit öffnet sich ihr jeder. Sie übt die offenste Kritik, die nicht schmerzt, sondern hilft, dass sie selbst sich nicht als überlegen sieht und gibt.“

Als dann einige Jahre später ein von ihr sehr geschätzter Studienfreund um ihre Hand bittet, lehnt Edith Stein ab. Sie hatte einen ungewöhnlichen Wandlungsprozess durchgemacht: Den Wechsel aus dem „Begreifenwollen“ in das „Ergriffenwerden“. Es war ein langer Prozess: In der Auseinandersetzung mit dem Personalismus und der Phänomenologie

2. In der Auseinandersetzung mit dem Personalismus und der Phänomenologie findet Edith Stein Zugang zur Welt der Mystik. „Es gibt einen Zustand des Ruhens in Gott schreibt sie, der völligen Entspannung aller geistigen Tätigkeit, in dem man keinerlei Pläne macht, keine Entschlüsse fasst und erst recht nicht handelt, sondern alles Künftige dem göttlichen Willen anheim stellt.“ Nach Edith Stein tritt beim „Ruhens in Gott“ das Gefühl der Geborgenheit ein und schließlich das des „Erfülltwerdens“ mit neuem Leben: „Dieser belebende Zustrom erscheint als Ausfluss einer Tätigkeit und einer Kraft, die nicht die meine ist und, ohne an die meine irgendwelche Anforderungen zu stellen, in mir wirksam ist.“

Der Zugang zu Christus öffnete sich ihr bei einer sie belastenden Begegnung. Der tiefgläubige Philosoph Reinach, der zum Göttinger Kreis gehörte, war in Flandern gefallen. Edith Stein besuchte dessen Frau und erwartete, eine vom Schmerz über den Tod ihres Mannes niedergedrückte Freundin anzutreffen. Stattdessen war diese es, die Edith Stein Trost zusprach. Edith Stein: „Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz und der göttlichen Kraft, die es seinen Trägern mitteilt. Ich sah zum ersten Mal die aus dem Erlöserleiden geborene Kirche in ihrem Sieg über den Stachel des Todes handgreiflich vor mir. Es war der Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach und Christus aufstrahlte, Christus im Geheimnis des Kreuzes.“

Edith Stein begann, im Neuen Testament zu lesen, und ihre Sehnsucht nach Wahrheit wurde zum Gebet. Im Hause ihrer Freundin, der bekannten Philosophin Hedwig Conrad-Martius, ergriff sie aus dem Bücherregal zufällig die Autobiographie Theresias von Avila und deren Buch „Seelenburg“ führte zur Damaskusstunde der Bekehrung. Am Ende der durchlesenen Nacht – sagte sie ihrer Freundin: „Das ist die Wahrheit!“ Am Neujahrstag 1922 empfing sie die Taufe.

Edith Stein sah darin die Erfüllung des Judentums – ihre Mutter dagegen als Verrat am jüdischen Volk. Das Drama der Trennung und des Unverständnisses zwischen Synagoge und Kirche wiederholte sich gleichsam zwischen den beiden Frauen. Edith Stein bewahrte sich mit großer Entschiedenheit das Bewusstsein, Tochter des auserwählten Volkes zu sein und somit nicht nur geistig, sondern auch blutsmäßig zu Christus zu gehören.

Den Versöhnungsauftrag, unter dem ihr Leben stand, realisierte sie u. a. durch ihr Bemühen, die Glaubenswelt des Alten und Neuen Testamentes zu verbinden, und durch ihre aktive Mitarbeit an einer Aussöhnung zwischen scholastischer Gedankenwelt und neuzeitlicher Philosophie. In ihrer Übersetzung der „Quaestiones disputatae de veritate“ des Thomas von Aquin versuchte sie, die phänomenologische Methode mit der scholastischen Arbeitsweise zu verbinden, und

machte so die klassisch-christliche Philosophie auch dem modernen Menschen leichter zugänglich. Ihr religiöser Weg ist ohne diese Thomas-Übersetzung schwer denkbar.

3. Edith Stein wird Lehrerin für Deutsch und Literaturgeschichte im Lehrerinnen-Seminar der Dominikanerinnen in Speyer (1922). 1932 wird sie Dozentin am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster mit dem besonderen Auftrag, sich der Frauenbildung zu widmen.

Im Laufe des Jahres 1933 spitzen sich die antisemitischen Verfolgungen zu. Das NS-Regime verbot ihre Lehrtätigkeit in Münster. Im Oktober des Jahres 1933 erhielt sie die Erlaubnis zum Eintritt in den Karmel in Köln. Darum hatte sie in den Jahren zuvor wiederholt gebeten, war aber abgewiesen worden mit dem Hinweis auf die Unzumutbarkeit dieses Schrittes für ihre Mutter. Edith Stein besuchte noch einmal ihre Mutter, die diesen Entschluss heftig und unter Tränen ablehnte und nicht verstehen konnte, dass ihre geliebte Tochter diesen Schritt gerade aus Liebe zu Israel tat und bereit war, ihr Leben als Sühneopfer für ihr Volk hinzugeben.

4. Dieser Eintritt in den Karmel bedeutet noch einmal eine Wende, bei aller Geradlinigkeit der Entwicklung. 1937 zeichnet Edith Stein eine „ganz einfältige“ Skizze des neuen Lebens: „Wir glauben, dass es Gott gefällt, sich eine kleine Schar von Menschen auszuwählen, die besonders nahen Anteil an seinem eigenen Leben haben sollen, und glauben, zu diesen Glücklichen zu gehören. Wir wissen nicht, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl getroffen wird. Jedenfalls nicht nach Würde und Verdienst, und darum macht uns die Gnade der Berufung nicht stolz, sondern klein und dankbar. Unsere Aufgabe ist es, zu lieben und zu dienen. Weil Gott die Welt, die er geschaffen hat, niemals preisgibt und vor allem die Menschen sehr liebt, ist es natürlich für uns unmöglich, die Welt und die Menschen zu verachten. Wir haben sie nicht verlassen, weil wir sie für wertlos hielten, sondern um für Gott frei zu sein. Und wenn es Gott gefällt, müssen wir auch mit manchem, was jenseits unserer Gitter liegt, die Verbindung wieder aufnehmen. An sich gilt es gleich bei uns, ob man Kartoffeln schält, ob man Fenster putzt oder Bücher schreibt. Im Allgemeinen verwendet man aber die Leute zu dem, wozu sie am ehesten taugen, und darum habe ich sehr viel seltener Kartoffeln zu schälen als zu schreiben.“

Tatsächlich verfasst sie erneut eine Reihe wichtiger Arbeiten. Doch ihre Bücher geben wenig Auskunft über ihre eigene Seele. „Mein Geheimnis gehört mir“, sagte sie einmal, jeden Einblick abwehrend (zu der Philosophin und Freundin Hedwig Conrad-Martius). Oder ein anderes Mal: Was es bedeutet, von Gott für ewig angenommen zu sein, das lässt sich in Worten nicht aussprechen.“

Begleitet wird dieses neue Leben im Karmel freilich vom aufsteigenden politischen Dunkel. Edith Stein hat sich in den Tagen der beginnenden Verfolgungen gegen die Juden im April 1933 selbst vor einem Kreuz dem Herrn als Opfer angeboten, mit dem Empfinden, das Opfer sei angenommen worden. „Aber worin das Kreuz-Tragen bestehen sollte, das wusste ich nicht.“ Später wird sie in ihrer Zelle im holländischen Exil gesehen, mit ausgebreiteten Armen und mit dem Blick auf die Kapelle kniend – wie Mose, solange das Volk kämpfte (schreibt eine Biographin).

Edith Steins Lebensende entzieht sich ins Dunkel. An Silvester 1938 war sie von Köln ins holländische Echt gewechselt, in der Hoffnung, dort den Nationalsozialisten zu entgehen. 1942 sucht sie für ihre Schwester Rosa und sich Aufnahme in einem Schweizer Karmel, was die dortigen Behörden aber zu lange hinauszögern. Am 26. Juli 1942 lassen die niederländischen Bischöfe ein Hirtenwort gegen die Judenverfolgung verlesen. Eine Woche später werden in einem Racheakt die katholischen Juden, darunter auch Ordensangehörige, verhaftet. Auch Edith Stein wird am Sonntag, dem 2. August 1942, von der Gestapo abgeholt. Vor dem Einsteigen ermutigt sie ihre Schwester Rosa: „Komm, wir gehen für unser Volk.“ Im Sammellager Amersfort findet Edith Stein eine ganze Reihe ihr bekannter Menschen... Vor dem Abtransport am 7. August 1942 wehrt sie den Versuch von Freunden, sie noch zu retten entschieden ab: „Tun Sie das nicht, warum soll ich eine Ausnahme erfahren. Ist dies nicht gerade Gerechtigkeit, dass ich keinen Vorteil aus meiner Taufe ziehen kann? Wenn ich nicht das Los meiner Schwestern und Brüder teilen darf, ist mein Leben wie zerstört.“ Ein Lebenszeichen stammt noch von einem Halt des Osttransportes auf dem pfälzischen Bahnhof Schifferstadt – dann verlieren sich die Spuren aller... ins Dunkel, in eine Gaskammer von Auschwitz am 9. August 1942.

Dieses ungewöhnliche Leben hatte in seiner ersten Hälfte steil und selbstsicher nach oben, zu einer wissenschaftlichen „Karriere“ gestrebt; es kannte keine wirklichen Widerstände. Die zweite Lebenshälfte aber beugt sich nach unten und innen, geht ins Unauffällige zurück, verschwindet schließlich in einem Grauen. Es ist ein reich begabtes und tief gedemütigtes Leben – es ist Nachfolge Jesu durch eine Jüdin, Philosophin, Martyrerin „für die Kirche und den Karmel, das Jüdische Volk und Deutschland, und alle, die Gott mir gegeben“, wie sie es in einem Akt der Hingabe 1939 formuliert hatte.

Im Leben dieser großen Martyrerin liegen Anstöße, die heute und vielleicht wirklich erst heute in ihrer Tiefenwirkung zu verstehen sind. Dazu gehört die zeichenhafte Verbindung von Judentum und Christentum als altes und neues Israel; dazu gehört Edith Steins Vertrautheit mit den denkerischen Problemen des 20. Jahrhunderts und nicht zuletzt mit der Frauenfrage; dazu gehört die geheimnisvolle Lebensnähe ihres letzten unvollendeten Werkes, der „Kreuzeswissenschaft“, die das Mysterium Jesu vor Augen stellt: Heilung durch Leiden. In der Gestalt Edith Steins treffen sich verschiedene Spannungen, die anderswo zum bloßen Gegensatz auseinander gefallen wären. Judentum und Christentum, Wissenschaft und Religiösität, Intelligenz und Hingabe, anspruchsvolles Denken und Demut. Immer wieder ihr Lebens-Elixier: Versöhnung“. Von dem stolzen und selbstbewussten, auch selbstkritischen Bild der Göttinger Studentin führt ein langer Weg bis zu dem rätselhaft schmerzlichen und tief verinnerlichten Gesichtsausdruck der „Braut des Lammes“ (wie eine Biographin schreibt).

Edith Steins Versöhnungswirken war wirkmächtig. Auf einen Strang möchte ich eingehen. Eigentümlich, wie es begann: Polnische und deutsche Bischöfe begegnen sich in den Bänken des 2. Vatikanischen Konzils. Die gegenseitigen Annäherungsbemühungen sind mühsam genug. Eines der Gesprächsthemen waren dann die Märtyrer des NS-Terrors. Immer häufiger fielen die Namen Edith Stein und Maximilian Kolbe.

Edith Stein, in Breslau als deutsche Jüdin geboren, in Auschwitz (im damals von Deutschen besetzten Polen) als jüdische Christin von Deutschen umgebracht. Die polnischen und deutschen Bischöfe kommen überein, gemeinsam dem Papst die Heiligsprechung der beiden nahe zu legen. Und so kam es dann: 1987 Seligsprechung in Köln – 1998 Heiligsprechung in Rom.

Am Ende des Konzils geschieht nun das völlig Unerwartete und die Welt Überraschende: Polnische und deutsche Bischöfe reichen sich die Hände, gewähren und bitten einander um Vergebung.

Haben die beiden, Edith Stein und Maximilian Kolbe, hier vielleicht mitgewirkt? Ihr Lebenswerk fortgesetzt?

Das alles geschah vor genau 40 Jahren – und auf dieses Ereignis des Versöhnungsbriefwechsels zwischen polnischen und deutschen Bischöfen und seine Wirkungsgeschichte möchte ich jetzt noch eingehen, nämlich: auf den Versöhnungsbriefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe in den letzten Tagen des 2. Vatikanischen Konzils, also vor genau 40 Jahren.

Der lange Weg der Versöhnung

Im September 1944 lieferten sich deutsche und polnische Soldaten in den Trümmern der Kathedrale von Warschau ein erbittertes Gefecht. Im September 1980 haben an derselben Stelle in dem wiederaufgebauten Gotteshaus polnische und deutsche Bischöfe gemeinsam die Eucharistie gefeiert. Genau in der zeitlichen Mitte, Ende November/Anfang Dezember 1965, in den letzten Tagen des II. Vatikanischen Konzils, reichten sich polnische und deutsche Bischöfe die Hände, gewährten einander Vergebung und baten um Vergebung. Dieser denkwürdige Versöhnungsakt ließ damals die Welt aufhorchen. [Der polnische Intellektuelle Jan Józef Lipski sieht in ihm die „weitsichtigste Tat der polnischen Nachkriegsgeschichte“.] 30 Jahre später, 1995, veröffentlichten die beiden Episkopate – zum erstem Mal in ihrer Geschichte – ein „Gemeinsames Wort“, in welchem sie feststellen: „Der Briefwechsel von 1965 wurde zum Beginn eines gemeinsamen Weges, in dessen Konsequenz sich das Verhältnis zwischen Polen und Deutschland immer mehr verändert hat.“

Die Ausgangslage für diesen gemeinsamen Weg konnte heillosler nicht sein. Ich will die historischen Sachverhalte nur kurz andeuten:

- Während Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich das revolutionäre Bürgertum das Zeitalter des Absolutismus beendet, beenden die deutschen Mächte Preußen und Österreich im Bündnis mit Russland die Existenz des polnischen Staates, indem sie ihn in drei Etappen unter sich aufteilen. Die Gründung des Deutschen Reiches durch Bismarck 1871 erfüllt die Sehnsüchte des liberalen und nationalen deutschen Bürgertums, besiegelt aber – im Einvernehmen mit dem

russischen Zaren – die Fortdauer der Fremdherrschaft in und die Unfreiheit der Polen für fast ein weiteres halbes Jahrhundert, bis weit in den Ersten Weltkrieg hinein.

- Der Zweite Weltkrieg beginnt mit der erneuten Aufteilung des polnischen Staates durch seine deutschen und russischen Nachbarn. In Umsetzung der nationalsozialistischen Rassenideologie vernichten deutsche Mordkommandos gezielt ganze Schichten der polnischen Bevölkerung. Als die Folgen des von Hitler entfesselten und auch von Stalin infernalisches geführten Krieges auf die Deutschen zurückschlagen, werden im Zuge der von den Siegermächten beschlossenen so genannten „Westverschiebung“ Millionen Deutsche Opfer der Vertreibung aus ihrer Heimat, [manche Zyniker bezeichnen sie als geordneten Verwaltungsakt, viele Zeitgenossen sehen sie als gerechte Vergeltung, immer mehr Menschen aber erkennen, dass uns auch die Vertreibung als (ein) gewaltsames Unrecht vor Augen steht.]

- Zum heillosen Verhältnis unserer Völker zählt 1965 auch die Fortdauer alter Klischeevorstellungen über den jeweiligen Nachbarn, die weit in die Geschichte zurückreichen. Unter den geistigen deutschen Eliten des 19. Jahrhunderts ist ein allgemein negatives Polenbild weit verbreitet. So hat etwa Ernst Moritz Arndt 1848 in einem Artikel schreiben können: „Ich behaupte eben mit der richtenden Weltgeschichte vorweg: Die Polen und überhaupt der ganze slawische Stamm sind geringhaltiger als die Deutschen...“

- Schließlich können sich im Zeichen des so genannten „Kalten Krieges“, [der mit dem Mauerbau in Berlin und der Krise um Kuba 1961 dramatische Höhepunkte erreicht, positive] Ansätze für Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen zunächst kaum entfalten. Mutige, insbesondere durch ihren christlichen Glauben motivierte Pioniere der Versöhnung haben schon früh manches versucht und werden gehindert. So gehört zur Vorgeschichte von 1965, dass Einladungen von Kardinal Frings und Kardinal Döpfner zu den Katholikentagen von 1956 und 1958 an polnische Bischöfe scheitern.

Wie konnte es bei dieser schwierigen Ausgangslage dennoch zu einer Wende in den Beziehungen kommen?

1. Die Phase der Annäherung (in den 60er Jahren):

[Im Jahre 1957 gelingt es Prälat Johannes Zinke, Breslauer Priester, seit 1946 Leiter der Hauptvertretung Caritas und der Fuldaer Bischofskonferenz in Berlin, brieflichen Kontakt mit Bischof Kominek, dem späteren Erzbischof von Breslau und Kardinal, zu knüpfen. Aber erst Prälat Wosnitza, der frühere Generalvikar des Bistums Kattowitz, kann 1960 in Paris mit Bischof Kominek zwei Gespräche führen. 1957 in Wien, bei einem Treffen deutscher Publizisten mit Redakteuren der katholischen Zeitschrift ZNAK, lädt der Chefredakteur der KNA, Karl Brinkmann, Stanislaw Stomma zu einem Besuch in die Bundesrepublik ein, der 1958 stattfinden konnte. Es war der erste derartige Besuch überhaupt.]

Im Juli 1960 bezeichnet der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer die Versöhnung mit Polen – neben der Versöhnung mit Frankreich und mit den Juden – als vordringliche Aufgabe der Deutschen. Allerdings spricht er in einer Wahlkampfrede von einem „Rückkehrrecht der

Ostpreußen“, worauf Primas Wyszynski mit scharfer Polemik reagiert. Umgekehrt hält am 31. August 1965 Primas Wyszynski im Breslauer Dom eine prononcierte Predigt, in der er jegliches „deutsches Erbgut“ in Schlesien bezweifelt, was wiederum zu großer Aufregung in Deutschland führt. In zwei ausführlichen Gesprächen zwischen dem Primas und Kardinal Döpfner kann die Verstimmung einigermaßen beigelegt werden, nicht zuletzt aufgrund der Bemühungen von Bischof Kominek.

Frucht trägt aber auch eine (um Versöhnung bemühte) Predigt, die Kardinal Döpfner bereits fünf Jahre zuvor gehalten hat. [Die erwähnte Kontroverse von 1960 nimmt er im Oktober zum Anlass, während einer Predigt Lösungswege zu formulieren. Seine zentralen Aussagen sind folgende: Das deutsche Volk könne nach allem, was in seinem Namen geschehen ist, den Frieden nur unter sehr großen Opfern erlangen. Für die Zukunft sei die Gemeinschaft der Völker und Staaten wichtiger als Grenzfragen]. Sie erregt in Deutschland und Polen Aufsehen und wird als St. Hedwigs-Predigt berühmt. Ebenfalls Jahr 1960 hat auf der anderen Seite Bischof Kominek unmissverständlich und öffentlich erklärt: „Ich bestreite nicht, dass bei der Aussiedlung der Deutschen aus dem heutigen Westpolen Übergriffe – zahlreiche Übergriffe begangen wurden.“

So sind es in besonderer Weise Kardinal Döpfner und Bischof Kominek, der spätere Erzbischof von Breslau und Kardinal, die eine Wende im gegenseitigen Verhältnis vorbereiten. Getragen und fruchtbar gemacht wird das Bemühen um Verstehen und Verständigung in wachsendem Maße durch Laien in Deutschland und Polen. Ihr mutiger und entschiedener Einsatz in dem langen Verständigungsprozess ist gar nicht hoch genug zu bewerten. Auf polnischer Seite sind Professor Stomma, [dessen Deutschlandbesuch ich bereits erwähnt habe], Bartoszewski und Masowiecki die bekanntesten. Auf deutscher Seite sind Alfons Erb, Reinhold Lehmann, Friedrich Kronenberg, Bernhard Vogel, Hans Maier und viele andere zu nennen. Ebenso ist das Engagement einer Reihe von Verbänden zu würdigen, etwa auf polnischer Seite die legendäre ZNAK-Bewegung, in Deutschland die beharrliche Pionierleistung der Pax-Christi-Bewegung, die 1964 ihre Sühnewallfahrt nach Auschwitz durchführt, [nachdem sich schon im Vorjahr Katholiken mit der evangelischen Aktion Sühnezeichen auf den Weg nach Auschwitz gemacht haben]. Damit beginnt auch das Bemühen zahlreicher Laien um die Unterstützung ehemaliger KZ-Häftlinge, das 1973 auf Initiative des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zur Gründung des Maximilian-Kolbe-Werkes führen wird. [Dies bis heute segensreiche Werk der Versöhnung hat bislang über 56 Millionen Euro vermitteln können.]

Das II. Vatikanische Konzil führt die deutschen und polnischen Bischöfe nach Rom. Dass es hier zu Begegnungen und immer intensiveren Gesprächen zwischen ihnen kommt, ist nicht zuletzt den Bemühungen von Bischof Kominek und der Vermittlungs- und Verständigungsarbeit des Kölner Weihbischofs Josef Ferche zu verdanken, der selbst ein Vertriebener war.

Trotz dieser mannigfaltigen Begegnungen stellt der Brief der polnischen Bischöfe vom 18. November 1965, gut 2 Wochen vor dem Ende des Konzils, eine große, eine befreiende Überraschung dar. Vorbereitet haben ihn vor allem Bischof Kominek und Kardinal Woytyla. Das

so wirkmächtig gewordene Wort: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ beantworten die deutschen Bischöfe am 5. Dezember 1965, 3 Tage vor der feierlichen Schlussitzung des Konzils, im gleichen Sinne. Wenn manche den deutschen Antwortbrief damals und heute noch als nicht so stark wie den polnischen Text empfinden, hängt dies auch mit einem unglücklichen Missgeschick zusammen: Bischof Kominek will den Brief dem in der Anima wohnenden Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Frings, persönlich übergeben. Da dieser nicht anwesend ist, verspricht der Pförtner, den Brief auf dessen Zimmer zu legen, was auch geschieht. Allerdings ist Kardinal Frings bereits abgereist. So bleibt der Brief etliche Tage unbemerkt liegen. Als sich dies endlich herausstellt, erhalten die Kardinäle Döpfner und Bengsch wie auch die Bischöfe Hengsbach, Schröffer und Spülbeck den Wortlaut des Briefes am 27. November. Kardinal Bengsch entwirft in kürzester Frist den Antwortbrief. Von den Bischöfen Hengsbach, Schröffer und Spülbeck wird er redaktionell überarbeitet, von der Gesamtkonferenz verabschiedet und am 5. Dezember 1965 den polnischen Mitbrüdern übermittelt, worauf beide Briefe sofort veröffentlicht werden. [Außer an den hohen Zeitdruck muss bei der rückschauenden Würdigung auch daran erinnert werden, dass Deutschland 1965 in zwei Staaten geteilt ist, die in antagonistische Blöcke eingebunden sind und die Grundlagen ihres höchst schwierigen Verhältnisses zueinander überhaupt erst Jahre später vertraglich zu definieren versuchen. Die deutschen Bischöfe aber tragen Verantwortung für die Gläubigen aus beiden Teilen Deutschlands und sehen sich gehalten, dies in ihrem Handeln zu berücksichtigen.]

Als die polnischen Bischöfe einige Tage später nach Polen zurückkommen, schlagen ihnen der ganze Hass und die Wut des polnischen Partei- und Regierungsapparates entgegen. Nie gekannte Verleumdungskampagnen setzen ein. Der polnische Episkopat gerät unter massiven Druck – trotz intensivster Bemühungen, sich gegen die Propaganda zu behaupten. Kritiker wollen in dem in diesem Zusammenhang veröffentlichten Hirtenwort eine Rücknahme der Vergebungsbitten sehen. Tatsächlich haben die polnischen Bischöfe aber an ihrem Versöhnungskurs festgehalten. In der Feier des polnischen Millenniums am 3. Mai 1966 in Tschentstochau wiederholt Primas Wyszyński mutig die Vergebungsworte an die Deutschen. Als die riesige Volksmenge ihn spontan unterbricht: „Wir vergeben!“, da ist die Entscheidung gefallen: Die Autorität der Bischöfe, insbesondere des Primas, hat sich gegen Partei und Regierung durchgesetzt – eine Niederlage, von der sich das Regime nicht mehr erholen wird und die wir im Rückblick als Vorbote der Umwälzungen deuten dürfen, die später der erste Besuch von Papst Johannes Paul II. in Polen auslösen wird.

In der Bundesrepublik Deutschland löst die Initiative der polnischen Bischöfe Erstaunen und nachdrückliche Zustimmung zur Antwort der deutschen Bischöfe aus. Die Vertriebenenverbände äußern sich wohlwollend und weisen darauf hin, dass sie bereits 1950 in ihrer Charta auf Rache und Vergeltung verzichtet haben. Der Bamberger Katholikentag im Juli 1966 unterstützt den Briefwechsel mit großem Nachdruck und dankt den polnischen und deutschen Bischöfen und dem polnischen Volk für den bewiesenen Mut. Auf ein geteiltes Echo stößt dann zwei Jahre später das Bamberger „Memorandum deutscher Katholiken zu den polnisch-deutschen Fragen“. Der entscheidende Satz lautet: „Daher wird es für uns Deutsche unausweichlich, uns mit dem

Gedanken vertraut zu machen, dass wir die Rückkehr dieser Gebiete in den deutschen Staatsverband nicht mehr fordern können.“ [Ähnliches hatte die EKD in ihrer Ostdenkschrift vom 1. Oktober 1965 vertreten, für die sie sowohl Zustimmung als auch erhebliche Kritik erhielt.]

Inzwischen steht die Grenzfrage in der Politik auf der Tagesordnung. 1969 übernimmt die sozial-liberale Koalition die Regierung in Bonn. [Bischof Kominek führt in Abstimmung mit dem Primas zwei Gespräche in Rom mit führenden Sozialdemokraten.] Am 14. Oktober 1970 treffen sich der Primas und Kardinal Döpfner zu einem langen und sehr ernsten Gespräch, das in einem ausführlichen Briefwechsel fortgesetzt wird und in gewisser Weise zu einem folgenreichen Durchbruch wird. Kardinal Döpfner ist „erschrocken“, wie er freimütig dem Primas schreibt, erst in diesem Gespräch zu erfahren, dass Kardinal Wyszynski im Antwortbrief der deutschen Bischöfe von 1965 eine Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze erwartet habe, und dass er ihn nun um die öffentliche Unterstützung des polnischen Wunsches nach eindeutiger Anerkennung der neuen Grenzen bitte. [Erneut versucht Kardinal Döpfner verständlich zu machen, warum er und die deutschen Bischöfe sich außerstande sehen, dieser Bitte zu entsprechen.] Kardinal Döpfner wird nun klar, worum es dem Primas nicht zuletzt auch ging: die deutschen Bischöfe für die öffentliche Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und für die vor einer politischen Verständigung gewünschte Neuordnung der Diözesen in den Oder-Neiße-Gebieten zu gewinnen. Beides sollte nach der Vorstellung des Primas dazu beitragen, dass der Kirche für die endgültige Sicherung der polnischen Westgrenze das entscheidende Verdienst zukomme, wodurch sie – „wirklich das letzte Bollwerk des Katholizismus im Osten“ – gegenüber der Staatsmacht in Polen gestärkt würde.

Kardinal Döpfner wiederholt nachdrücklich, dass die deutschen Bischöfe und die deutschen Katholiken mit den „verantwortlichen Politikern aller tragenden Parteien darin einig sind, dass mit Polen eine echte, dauerhafte Versöhnung gesucht werden muss und dass an eine gewaltsame Zurückholung der deutschen Ostgebiete auf keinen Fall gedacht werden kann“. Auf der anderen Seite aber dürfen sich die Bischöfe, Kardinal Döpfner zufolge, „nicht in konkrete politische Auseinandersetzungen hineinziehen lassen, die nicht nur unser Volk zerreißen, sondern auch unsere Kompetenzen übersteigen.“ Ihm und den deutschen Bischöfen gehe es um „eine langfristige, dauerhafte Lösung“, um eine umfassende, die Geschichte aufarbeitende, die Vertriebenen einbeziehende Versöhnung beider Völker, die aus dem Versöhnungshandeln Gottes folge.

Das Gewichtige und buchstäblich Folgeschwere dieser denkwürdigen Auseinandersetzung dürfte aus heutiger Sicht dies sein: Beide Kardinäle werden nachdenklich, beginnen einander zu verstehen – und vor allem: Sie gewinnen ein in dieser auch emotionalen Mächtigkeit bisher nicht da gewesenes Vertrauen zueinander und kommen überein, den von Gott eröffneten und geschenkten Weg der Versöhnung gemeinsam und unbeirrbar weiterzugehen. Und so wurde es.

2. Die Phase der Konsolidierung (in den 70er Jahren) begann eher dramatisch:

Am 28. Juni 1972, kurz nach der Ratifizierung des Warschauer Vertrages, erfolgt die Neuordnung der Diözesen in den Gebieten östlich von Oder und Neiße. Wunden werden aufgerissen, es kommt zu heftigen Protesten auch engagierter Katholiken, nicht nur aus dem Kreis der Vertriebenen. Enttäuschung kommt auf. Sie richtet sich auch dagegen, dass die Deutsche Bischofskonferenz in ihrer Erklärung vom 29. Juni diese Entscheidung des Vatikans „respektiert“. Es folgen zahllose Gespräche seitens Kardinal Döpfners und der deutschen Bischöfe. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hilft mit, die Wogen zu glätten. Tatsächlich beginnt man dann aber doch, die neuen Realitäten zu akzeptieren. Die zu diesem Vorgang einfühlsamen Äußerungen des polnischen Primas und der polnischen Bischöfe wie auch der polnischen Laien tragen dazu bei. [Die Erklärung der deutschen Bischöfe vom 29. Juni hat auch auf die Chancen hingewiesen, die sich nunmehr eröffnen: „Die Deutsche Bischofskonferenz hofft schließlich, dass der am Ende des 2. Vatikanums begonnene Dialog zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen sich nunmehr frei entfalten kann.“]

In den folgenden Jahren entwickelt sich bis 1980 ein breiter Strom der Beziehungen zwischen beiden Ländern: Die Besuche und Gegenbesuche der Bischöfe, die Anstrengungen der Heimatvertriebenen und ihrer Verbände, des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und vor allem von Pax Christi, aber auch vom Bund der deutschen katholischen Jugend.

1973 reist Kardinal Döpfner erstmals nach Polen. Nach seinem plötzlichen Tod 1976 fährt im April 1977, kurz nach seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, auch Kardinal Höffner nach Polen. Unter Leitung von Primas Wyszynski, der Polen nach 1945 bis zu diesem Tag nur zu Besuchen im Vatikan verlassen hat, kommt 1978 eine 10-köpfige polnische Delegation in die Bundesrepublik. In den Gesprächen zwischen den beiden Episkopaten während dieses Besuches bekundeten dann beide Seiten auch, „heiße Eisen“ dürften nicht länger verschwiegen werden. Darauf hatte insbesondere Kardinal Wojtyla hingewiesen, der dann wenige Wochen später zum Papst gewählt wurde. Erst mit dieser Reise von Primas Wyszynski, so schreibt die Frankfurter Allgemeine Zeitung, „ist das Fundament für eine deutsch-polnische Normalisierung lückenlos gemauert und damit auch belastbar“.

3. Phase der Bewährung (in den 80er Jahren):

Zwei Jahre später, im September 1980, reist eine Delegation der Deutschen Bischofskonferenz unter Leitung von Kardinal Höffner zum Gegenbesuch nach Polen. [Zentrale Themen der Begegnung sind Jugend und Familie.] Im Abschlussgottesdienst in der Kathedrale von Warschau erklärt Kardinal Wyszynski überraschend am Schluss des Gottesdienstes: „Das, was uns vornehmlich interessiert, ist der Gottesdienst und die Seelsorge, die für unsere Landsleute notwendig sind, die auf dem Gebiete Deutschlands leben, und für eure Mitbrüder, die auf dem Gebiete Polens leben...“

Kurz zuvor, im August 1980, ist die Gewerkschaft „Solidarnosc“ entstanden. Man spricht vom „Polnischen Sommer“, dem mit der Ausrufung des Kriegsrechtes am 13. Dezember 1981 der

„Polnische Winter“ folgt. Das Kriegsrecht führt zu einer akuten und katastrophalen Versorgungskrise in ganz Polen. Die deutschen Bischöfe rufen zu einer Sonderkollekte für Polen auf, es kommt zu einer Art Volksbewegung in der Bundesrepublik: Hunderte Millionen Mark werden gespendet, unzählige Hilfen versuchen auf mannigfachen Wegen die Not der Kleinkinder und der alten Menschen zu lindern. Durch Pakete und Briefwechsel entstehen zehntausende von persönlichen Verbindungen. Um die Solidarität mit den polnischen Katholiken nachdrücklich zu bekunden, reist im Juni 1982 eine Abordnung deutscher Bischöfe mit ihrem Vorsitzenden Kardinal Höffner nach Polen. Am 10. Oktober desselben Jahres feiern polnische und deutsche Katholiken im Petersdom gemeinsam einen Dankgottesdienst anlässlich der an diesem Tage erfolgten Heiligsprechung von Maximilian Kolbe, bei dem Kardinal Höffner die Predigt hält. [Im Dezember 1985, also 2 Jahre später, feiern Vertreter beider Episkopate anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der Versöhnungsbotschaften in Rom einen gemeinsamen Dankgottesdienst und bekunden, gemeinsam weiterzuarbeiten an einer umfassenden Verständigung zwischen den beiden Völkern.]

In Polen geht trotz aller Behinderungen die stille Revolution weiter, offen und öffentlich werden jetzt zunehmend „heiße Eisen“ angepackt. So schreibt der polnische Literaturwissenschaftler Jan Józef Lipski in einem vieldiskutierten Aufsatz: „...Das uns angetane Böse, auch das größte, ist aber keine Rechtfertigung und darf auch heute keine sein für das Böse, das wir selbst anderen zugefügt haben: die Aussiedlung der Menschen aus ihrer Heimat...“ Aus Anlass des 50. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkrieges geben am 1. September 1989 zum ersten Mal prominente Katholiken aus Deutschland und Polen eine gemeinsame Erklärung ab, die in beiden Ländern stark beachtet wird.

Wenige Wochen nach der Wiedererlangung der Einheit Deutschlands, Ende November 1990, reist eine Delegation der Deutschen Bischofskonferenz anlässlich des 25. Jahrestages des Versöhnungsbriefwechsels nach Polen. Es war vereinbart worden, eine gemeinsame Sprache auch hinsichtlich der Vertreibung zu finden. Doch bleibt es bei mühsamen Ansätzen und der gemeinsamen Bekräftigung, der Wahrheit nicht länger auszuweichen.

Anlässlich des 30. Jahrestages des Austausches der Vergebungsbotschaft besucht eine große Delegation der Deutschen Bischofskonferenz unter Leitung von Kardinal Lehmann die Polnische Bischofskonferenz. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte veröffentlichen dabei die deutschen und die polnischen Bischöfe am 13. Dezember 1995 in Warschau ein „Gemeinsames Wort“, in dem – zum ersten Mal – auch von dem Unrecht gesprochen wird, „das vielen Deutschen durch Vertreibung und Verlust der Heimat im Gefolge der Beschlüsse der Siegermächte auch von Polen angetan wurde...“ Das ausführliche, 33 Abschnitte umfassende „Gemeinsamen Wort“ wird in der 1996 von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Broschüre „Deutschland und Polen. Kirche im Dienst der Versöhnung“ veröffentlicht. In ihr beleuchtet der Erzbischof von Gnesen, einer der Hauptautoren, ihre Vorgeschichte. Die Erklärung enthält gleichsam ein gemeinsames Programm, vom christlichen Zeugnis her das künftige Europa zu gestalten. Insofern ist 1995 der Beginn einer neuen Ära in unseren Beziehungen: die Entschlossenheit, im engen Miteinander entschiedener das künftige Europa mit zu gestalten. Angemahnt wird in dem

„Gemeinsamen Wort“ auch, ebenfalls „die ernsten und immer noch nicht völlig bewältigten Probleme unserer gemeinsamen Geschichte und Zukunft“ konsequenter anzugehen.

4. Welches sind denn nun die sog. „heißen Eisen“ zwischen uns?

Hier kann ich nur einen zaghaften Versuch wagen, einige Wahrnehmungen zu skizzieren, die mir im Laufe von 4 Jahrzehnten mehr und mehr aufgefallen sind.

In welchen Fragen Polen sich häufig von Deutschen unverstanden fühlen:

- Unverständlich ist den Polen, wenn in deutschen Äußerungen immer wieder von einem polnischen Messianismus gesprochen und dabei der Kirche in Polen unterstellt wird, dieser werde von der Kirche in Polen vertreten und gefördert. Dabei wird verschwiegen, sagen die Polen mit Recht, dass es der große polnische Dichter Adam Mickiewicz war, der polnische Goethe, der in der Mitte des 19. Jh. in seiner Dichtung zum ersten Mal von der messianischen Bestimmung des polnischen Volkes gesprochen hat, nämlich das ihm zugefügte Leid anzunehmen und den anderen Völkern Europas das wahre religiöse Leben zu bezeugen. Es war der literarische (!) Versuch, die geschichtliche Katastrophe zu verarbeiten und dem polnischen Volk Identität und Selbstbewusstsein zu vermitteln. Die Kirche in Polen hat ihrerseits diesen Mythos keineswegs geteilt oder gar gefördert.
- Viele Polen sorgen sich wegen der deutschen Außenpolitik, die seit jeher und auch heute besondere Beziehungen mit Russland aufzunehmen bemüht ist. Bei Deutschen nehmen sie eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber solchen Sorgen wahr.
- Es gibt offenbar die geheime Furcht vieler Polen, von manchen Deutschen in der Tradition des eingangs erwähnten demütigenden „Polenbildes“ des 19. Jahrhunderts immer noch irgendwie als kulturell unterlegen angesehen zu werden. Vielleicht hängt damit auch das Empfinden mancher Polen zusammen, sie seien vielen Deutschen letztlich gleichgültig, man interessiere sich gar nicht recht für Polen.
- Schließlich scheinen manche Polen den sie nicht wenig irritierenden Eindruck zu haben, die Kirche in Deutschland habe zwar eine große Bewunderung für polnische Frömmigkeit, sehe diese aber doch als ein gutes Stück hinter den Aufbrüchen des II. Vatikanischen Konzils zurückgeblieben. Auf deutscher Seite – so meinen viele Polen – würden die enormen und offensichtlich erfolgreichen Anstrengungen der Kirche in Polen völlig übersehen, dem eindringenden Säkularismus zu widerstehen und an einer aus christlicher Tradition geformten Zivilgesellschaft zu bauen, indem „in tausenden Pfarrgemeinden sich zehntausende caritative, erzieherische, kulturelle und selbstverwaltende Initiativen entwickeln“, wie ein Religionssoziologe kürzlich festgestellt hat.

In welchen Fragen Deutsche sich von Polen unverstanden fühlen:

- Viele Deutsche, die Verständnis für das Entsetzen der Polen über die durch Deutsche im letzten Weltkrieg begangenen furchtbaren Untaten zeigen, verstehen dennoch nicht recht, warum umgekehrt die Polen sich ihrerseits so schwer tun, ihren Anteil bei der von den Siegermächten beschlossenen Vertreibung der Deutschen aus Polen einzugestehen. Man versteht in diesem Zusammenhang nicht recht die lange Zurückhaltung gegenüber den Vertriebenen, den diesen gegenüber immer wiederkehrenden Verdacht des „Revanchismus“ und die Beargwöhnung der Vertriebenenenseelsorge.
- Viele Deutsche tun sich schwer mit der überraschend großen Unruhe und den Ängsten im polnischen Volk, wenn deutsche Vertriebenenverbände ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin errichten wollen. Nicht nur die Vertriebenenverbände fühlen sich missverstanden, wenn man in Polen befürchtet, man wolle letztlich von den Untaten des nationalsozialistischen Deutschlands ablenken und sich vornehmlich in der Rolle des Opfers sehen. Es zeigt sich an diesem Punkt einmal mehr, wie schwer wir uns noch immer tun, vorhandene Ängste voreinander wahrzunehmen und einfühlsam mit ihnen umzugehen.
- Nicht einsichtig ist es gerade den engagierten Katholiken unter uns Deutschen, dass sich Polen so schwer taten, den für die Deutschen schwer verständlichen Umgang mit den sog. „*facultates specialissimae*“ offen zu erörtern, wie auch die Art und Weise des Umgangs mit den deutschen Bischöfen unmittelbar nach Kriegsende in den ehemals deutschen Gebieten zu besprechen.
- Manche Deutsche bedrückt das irgendwie spürbare Misstrauen mancher Polen, die Kirche in Deutschland, im „Land des Protestantismus“, sei, von diesem arg beeinflusst, „protestantisiert“, nicht „richtig katholisch“ und unsicher in seiner Treue zum Apostolischen Stuhl.
- Schließlich fühlen sich manche bei uns missverstanden, wenn seitens polnischer Katholiken die Vermutung geäußert wird, die Kirche in Deutschland sei vom Säkularismus mehr als angekränkt und drohe ihre Kraft zu verlieren.

Es mag ja an der einen oder anderen Wahrnehmung durchaus etwas dran sein. Aber sollte, müsste man unter Brüdern nicht noch intensiver darüber sprechen? Gerade dies gehört zum Geschenk der Versöhnung. Kardinal Döpfner hatte das in seinem Brief vom 15. Mai 1971 an Kardinal Wyszyński offensichtlich im Blick: „Entscheidend ist (für unsere beiden Völker), dass die Kenntnis voneinander verbessert wird und Vorurteile abgebaut werden; die katholische Kirche in der Bundesrepublik wird sich dieser Sorge besonders angelegen sein lassen.“ Versöhnung, die uns in Jesus Christus geschenkt, aber auch aufgetragen ist, meint ja: Die gestörte oder gar unterbrochene Beziehung soll geheilt, soll neu aufgenommen, es soll ein völlig neuer Anfang gemacht werden.

5. Ein neuer Anfang – Aufgaben der Zukunft

Versöhnung als neuer Anfang – Gott sei's gedankt – ist zwischen Deutschen und Polen doch wahrlich geschehen. Die Sprengkraft der Versöhnung hat längst begonnen uns zusammenzuführen und auch felsenharte Vorurteile und Stereotypen aufzubrechen, wenn auch der Weg gewiss noch beharrlich weitergehen muss. Das zweite „Gemeinsame Wort“ der polnischen und deutschen Bischöfe, das wir zum 40. Jahrestag des Briefwechsels von 1965 in dieser denkwürdigen Stunde unterzeichnen werden, gibt die Richtung unseres Weges in eine gemeinsame Zukunft unmissverständlich an. Es zielt in zwei Richtungen. Ich zitiere:

- (1) „Heute, da nach dem polnischen Papst ein Sohn des deutschen Volkes, Papst Benedikt XVI., Nachfolger des hl. Petrus ist, erfahren unsere beiden Völker in besonderer Weise, wie groß und tief die Bande der Freundschaft und Zusammenarbeit sein können, wenn sie sich von dem Geiste Christi leiten lassen, dem Geist der Versöhnung und des Friedens. Diese Bande sollten besonders der Jugendseelsorge anempfohlen werden. Die Glaubenserfahrungen, die wir während des XX. Weltjugendtages in Köln erlebt haben, müssen zwischen jungen Polen und Deutschen weiter gepflegt werden. Daher regen die Bischöfe beider Länder besonders die Seelsorger und die Jugend dazu an, solche Formen der Zusammenarbeit zu entwickeln, die der Aufrechterhaltung des Geistes der gegenseitigen Zuneigung und Freundschaft dienen.“ Möge dieser für unsere gemeinsame Zukunft so entscheidende Schritt, diese Stafetten-Weitergabe gelingen!
- (2) „Gemeinsam sind wir gefordert, unseren Kontinent im christlichen Sinne auch für die künftigen Generationen als Lebensort zu gestalten, der die unveräußerliche Würde und die wahre Freiheit der Menschen achtet und gewährleistet. Mit diesem Einsatz für die Gestaltung Europas wollen wir auch zum Aufbau einer friedlichen Welt beitragen. Dazu gehört auch, dass Europa sich glaubwürdig um ein zukunftsfähiges Verhältnis zu den Ländern des Südens und Ostens einsetzt.“

In der Versöhnungsbotschaft der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965 und ihrer greifbaren Wirkungsgeschichte ist die ureigenste Aufgabe und Kraft der Kirche neu deutlich und wirksam geworden: die Botschaft der Versöhnung hier und heute zu bezeugen. Sie gilt es weiterzugeben – der kommenden Generation und dem ganzen Europa, wie es Papst Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Schreiben „Ecclesia in Europa“ entfaltet hat. Immer wieder fordert er auf: „Du, Kirche in Europa!“ „Wenn also jemand in Christus ist“ schreibt Paulus der zerstrittenen Gemeinde in Korinth, „dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden. Aber das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat.“ (2 Kor 5.18f.)

Es wundert überhaupt nicht, dass Papst Johannes Paul II. wenige Jahre nach der Heiligsprechung Edith Steins, diese Zeugin der Versöhnung neben Benedikt, Cyrill und Method zur Mitpatronin Europas erklärt. Ist nicht die Versöhnung die Seele Europas? Damit wird eine Bewegung mächtig unterstützt, die eine andere deutsche Jüdin, Hannah Ahrend, 1960 ausgelöst hatte, als sie „Vergebung als politisch notwendige Kategorie“ bezeichnet und festgestellt hatte, nur durch Vergebung könne ein neuer Anfang gesetzt, der Teufelskreis der Rache gesprengt und das freie Miteinander gesichert werden. Es setzte sich zunehmend die Einsicht durch, dass nach den Erfahrungen des letzten Jahrhunderts das Verschweigen von Schuld zerstörerisch wirkt und schließlich die Demokratie schädigt und dauerhaft belastet.

Edith Stein – von dieser Elite erzählen wir Christen, wenn alle Argumente längst verbraucht sind: Damit diese moderne, aufgeklärte pluralistische freiheitliche Gesellschaft human bleibt. Damit der Dialog zwischen den Religionen, immerhin die entscheidende Debatte der kommenden Jahrzehnte, damit uns dieser Dialog zwischen Juden, Christen und Muslimen nicht in die Gosse entgleitet, sondern wirklich zustande kommt und gelingt – und dass Versöhnung auch den Balkan erreicht!

Es gibt für uns Christen keine Frage, die uns nicht in die Nachfolge ruft. Das gilt allemal für die Politik. Wie wir antworten können, das erzählen uns die Eliten: die Heiligen, wie Edith Stein.

Heilig kann übrigens jeder werden – ohne Standesunterschied. So demokratisch ist Kirche!